GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Der neue Spartenfeminismus

Hark, Sabine; Kerner, Ina

2007

https://doi.org/10.25595/1926

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hark, Sabine; Kerner, Ina: *Der neue Spartenfeminismus*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 25 (2007) Nr: 1, 92-95. DOI: https://doi.org/10.25595/1926.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-2007-0109

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Diskussion

Neuer Feminismus?

Sabine Hark, Ina Kerner

Der neue Spartenfeminismus

In den frühen 1990er Jahren diagnostizierte die Wissenschaftstheoretikerin Sandra Harding eine eigentümliche Berührungsangst: Die »weit verbreitete Tendenz in den westlichen Gesellschaften, dass Frauen und Männer darauf bestehen, absolut nicht feministisch zu sein, im nächsten Atemzug aber dieselben intellektuellen und politischen Programme unterstützen, die andere unter dem Namen ›Feminismus‹ vertreten« (Harding 1994: 19). Mehr als eine Dekade später erweist sich Hardings Beobachtung als unvermutet aktuell, vor allem wenn wir uns anschauen, was derzeit in der bundesdeutschen Medienöffentlichkeit unter dem Stichwort »neuer Feminismus« propagiert und verhandelt wird. Da trifft man beispielsweise auf Thea Dorn, Frontfrau einer »neuen F-Klasse«, die in Talkshows und Feuilletons mit Vehemenz gegen die biologistischen Heim-an-den-Herd-Rufe einer Eva Herman wettert, zugleich jedoch verkündet, der Feminismus habe »einen noch schlechteren Ruf ... als die Deutsche Bundesbahn« (Dorn 2006: 36). Da ist die Wochenzeitung DIE ZEIT, die im vergangenen Sommer unter dem Titel »Wir brauchen einen neuen Feminismus« fünfzehn beruflich profilierte Frauen Bilanz über Geschlechterfragen ziehen ließ, in einer erläuternden Redaktionsnotiz jedoch kundtat, »einen neuen Feminismus zu fordern war in den letzten 20 Jahren so ziemlich das Unsouveränste, was man als Frau tun konnte«, denn »man outete sich damit nicht als kämpferisch, sondern als schwach« (DIE ZEIT Nr. 35, 24. August 2006: 49). Und selbst EMMA-Chefin Alice Schwarzer scheint hier nicht gefeit, hat sie doch jüngst nicht nur sich selbst, sondern gleich den gesamten Feminismus von der Quote distanziert: »Ist ihnen eigentlich klar, dass die Quote nicht vom Feminismus kommt? (...) Die Quote kommt von den Parteifrauen. Die kamen und kommen ohne diese Krücke in ihren Männerparteien nicht voran«, antwortete sie in einem FAZ-Interview dem Kollegen Frank Schirrmacher, als dieser äußerte, seine Generation sei mit einer Aversion gegen Quotenregelungen groß geworden (FAZ Nr. 152, 4. Juli 2006: 45).

Nun könnte man derartige rhetorische Volten schlicht damit erklären, dass die alten wie die neuen Feministinnen um Anerkennung durch die Herren des Establishments heischen, und dass sie – im Effekt klassisch damenhaft – glauben, für Unterfangen dieser Art sei politische Zurückhaltung geboten. Man kann jedoch auch weiter gehen und die feministische Bescheidenheit als Symptom werten. Der neue Feminismus, der vom alten nicht nur nichts wissen will, sondern ihn dämonisiert und glaubt, ihn verabschieden zu müssen, stellt sich dann als äußerst ambivalentes Projekt dar, das sich trotz anders lautender Absicht erstaunlich gut einfügt in ein insbesondere im vergangenen Jahr medial forciertes Amalgam aus Eva-Herman-Prinzip, Rabenmütterdiskurs, der Diskreditierung von Gender

Mainstreaming und kritischer Geschlechterforschung, der Entdeckung von Jungen und Männern als den wahren Opfern der feministisch inspirierten Modernisierung sowie einer Wiedererweckung soziobiologischer bzw. evolutionärer Denkweisen, die etwa die Inkompatibilität von Männlichkeit und Fürsorge zum Inhalt haben. Der neue Feminismus passt sich mithin in Denkweisen ein, bei denen es um die Abwehr von Geschlechtergerechtigkeit geht; ein Wert, der in Deutschland sowieso weit weniger verankert zu sein scheint als in anderen westlichen Demokratien. Ein Wert jedenfalls, der den spezifisch bundesdeutschen heteronormativen Geschlechtervertrag, der noch immer maximal mit der teilzeitverdienenden Ehegattin rechnet, noch nicht nachhaltig imprägnieren konnte. Pessimistisch zugespitzt könnte man sogar sagen: Um neue feministische Positionen in der gegenwärtigen Lage mit Erfolg öffentlichkeitswirksam platzieren zu können, muss nicht nur der so genannte »alte« Feminismus als Schreckgespenst der Geschichte entsorgt werden, sondern der neue Feminismus muss zudem als anschlussfähig an hegemoniale Diskurskonjunkturen entworfen werden, als weichgespülter Spartenfeminismus, der unter Gerechtigkeit den Zugang einiger Weniger zu den Eliten der Republik versteht und daher auch bloß jene betreffen muss, denen genau dies zuzutrauen ist. Denn zu den besagten Konjunkturen gehören zum einen überkommene geschlechterhierarchische Überzeugungen und wiederbelebte Klischees aus der antifeministischen Klamottenkiste, zum anderen, zunehmend, neoliberales und neokonservatives Gedankengut, das nach dem Prinzip TINA – *there is no alternative* – zur Bedingung politischer Angemessenheit erkoren wird. Die gesellschaftliche Stratifizierung wird dabei mehr und mehr als Resultat je unterschiedlicher persönlicher Leistung und Leistungsbereitschaft gewertet; die »Unterschichten« sind faul und selber schuld, heißt es dann, und zwar im Zweifelsfall aus dem Munde wohlsituierter Akademiker/innen aus wohlsituierten Akademikerhaushalten. Der neue Spartenfeminismus präsentiert sich in diesem Szenario als Motivationstaktik und Bewerbungsschreiben leistungsbereiter Durchstarterinnen zugleich. »Warum nicht zugeben«, schreibt Thea Dorn in der Einleitung zu *Die neue F-Klasse*, »dass es ... um eine bestimmte Klasse von Frauen [geht], die sich allerdings nicht durch privilegierte Herkunft definiert, sondern einzig und allein durch das individuell von ihr Erreichte und Gelebte?« (Dorn 2006: 37). Der F-Klassen-Feminismus gibt sich stark und kämpferisch; der Kampf indes ist ein individueller, jede Frau nimmt es mit den Widrigkeiten, die ihrer Gleichberechtigung im Wege stehen, alleine auf. Denn im Feminismus der F-Klasse geht es um individuell gelungene Lebensentwürfe – mit oder ohne Kinder –, nicht um die politische Umgestaltung von Geschlechterverhältnissen in größerem Stil und über den je persönlichen Lebensbereich hinaus.

Mit einem theoretischen und praktischen Feminismus assoziiert zu werden, der über die Sorge um weibliche Karriereverläufe hinausgeht, muss angesichts eines solchen politischen Programms unangemessen oder sogar lästig erscheinen – Dorn selbst merkt entsprechend an, »eine akademische Grundlagenstudie in Sachen Geschlechterverhältnis« (ebd.: 36) hätte sie gelangweilt. Und vielleicht ist das der Grund dafür, dass der »alte« Feminismus von den privilegierten Spartenfeministinnen als selbstmitleidige Viktimisierungspolitik diskreditiert wird. Denn dass Feminismus, gleich wie auch immer er verstanden wird – ob als Projekt der Gleichstellung oder der radikalen Transformation heteronormativ-hierarchischer Geschlechterverhältnisse, ob als Unternehmen der Dekonstruktion natura-

lisierter Geschlechter oder der Gewinnung weiblicher Freiheit – vor allem auf die Reklamation des Opferstatus hinauslaufen sollte, darauf muss eine erstmal kommen. Selbstverständlich ist die Diagnose von Gerechtigkeitsdefiziten und Benachteiligungsstrukturen Kernbestand jeden feministischen Denkens und jeder feministischen Politik – und eine solche Diagnose hat ja auch der F-Klassen-Feminismus im Gepäck. Der Feminismus bleibt bei dieser Diagnose jedoch nicht stehen. Während Dorn auf das neoliberal angehauchte ABC des ›Jede-ist-ihres-Glückes-Schmied‹ setzt, darauf, dass jede einzelne Frau, so sie denn »den Mut« hat, »Führung zu übernehmen« (ebd.: 36), zu einer positiven Bilanz in Sachen Gleichberechtigung kommen kann, bemüht sich der selbstbekennende Feminismus in fast allen seinen Varianten darum, sowohl die Bedingungen freizulegen, die Handeln ermöglichen oder verhindern, als auch politisch für die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten zu streiten. Die Verfechterinnen des Selbstviktimisierungsvorwurfs verwechseln also feministische Diagnosen und Ziele. Zu keinem Zeitpunkt seiner Geschichte hat der Feminismus sich damit zufrieden gegeben, Frauen erneut zu objektivieren, indem er sie zu ›Opfern‹ stilisierte. Im Gegenteil: Feminismus war und ist ein Projekt, das die Erweiterung der Freiheitsgrade von Frauen, aber auch von Männern, zum Ziel hat; und nicht die Einrichtung im Zustand der Unmündigkeit.

Jene für den neuen Feminismus offenkundig stilbildende Verwechslung von Diagnose und Zielen führt hingegen dazu, dass die Notwendigkeit politischer feministischer Kämpfe schlicht wegdefiniert wird – und zwar kurioserweise dadurch, dass der »alte« Feminismus als schwächlich, und der inhaltlich weit bescheidenere »neue« als kämpferisch präsentiert wird. Ob diese Rechnung aufgeht, und ob der Preis, den der Spartenfeminismus für seine diskursiven Erfolge zu zahlen hat – inhaltliche Bescheidenheit, mit dem Neoliberalismus kompatible Argumentationsstrategien und antifeministische Rhetorik – nicht höher ist als seine möglichen Gewinne, das wird sich zeigen müssen. Bedenken seien jedoch erlaubt.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es ist nichts gegen Leistungsbereitschaft einzuwenden, und gegen beruflichen Erfolg durchsetzungsstarker Frauen schon gar nichts. Auch Bücher wie Dorns Portraitsammlung potentieller weiblicher Vorbilder sind im Grunde zu begrüßen. Sie sollten sich allerdings stets als das ausweisen und als das verstanden werden, was sie sind: Instrumente eines Spartenfeminismus, und zwar eines Spartenfeminismus für Starke und Privilegierte. Das Problem vieler Plädoyers für einen Feminismus neuer Prägung besteht nämlich darin, dass sie als *allgemeiner* Feminismus verkauft werden, tatsächlich jedoch vor allem ein Feminismus für *Wenige* sind. Feminismus kann sich allerdings nicht darauf beschränken, berufliche Selbstentwürfe von Frauen mit höherem Bildungsabschluss zu thematisieren. Feminismus muss sich vielmehr – auch kritisch gegen sich selbst gewendet – der Frage stellen, ob und welche Antworten er anzubieten hat für die komplex ineinander verwobenen Herausforderungen einer globalisierten, homogenisierenden und zugleich zunehmend fragmentierten und segregierenden Welt; einer Welt, deren vordringlichstes Problem nicht die geglückte *Work-Life-Balance* westlicher ›Unternehmerinnen ihrer selbst‹ ist, sondern der Zugang zu Nahrung und Behausung, die Erfahrung von Missbrauch und Gewalt, von Armut und Mangel, von Überflüssigkeit und verweigerter Anerkennung, von Rechtlosigkeit und Willkür, von Sexismus, Homophobie und Rassis-

mus in ihren vielfältigsten Manifestationen. Ein Feminismus, der zu diesen Fragen nichts zu sagen hat, ist in der Tat ein Feminismus, der seinen Platz in der Geschichte und nicht in der Gegenwart hat. Zugegeben: Niemand wird all diese Themen und Probleme in einem Zug schultern können, in der Theorie nicht und in der Praxis schon gar nicht. Doch dass die Zukunft eines erfolgreichen Feminismus ein Spartenprojekt sein kann – das ist mit Fug und Recht zu bezweifeln.

Literatur

Dorn, Thea 2006: *Die neue F-Klasse. Wie die Zukunft von Frauen gemacht wird.* München: Piper

Harding, Sandra 1994: *Das Geschlecht des Wissens.* Frankfurt/Main: Campus (engl. 1991)

Christel Eckart

Feminismus als Streitkultur

»Man hat heute die Wahl. Wir sind die erste Generation, die nicht mehr um die Gleichberechtigung auf dem Papier kämpfen muss, nur um ein eigenes Selbstverständnis.« In einem sympathisch reflektierten Selbstbewusstsein formuliert die knapp 30jährige Schauspielerin Sandra Hüller (»Requiem«) ihre Ansicht zur Forderung der ZEIT (28.8.2006): »Wir brauchen einen neuen Feminismus«. Mit den Erfahrungen ihres Erfolgs als Schauspielerin will Sandra Hüller nun eigene Wege gehen. Sie möchte nicht mehr die Frauenfiguren spielen, die in den von Männern konzipierten Dramen immer an den Punkt kommen, »wo sie sich nicht mehr entscheiden können für ihr eigenes Wohl«. Sie würde gern mal eine »ruhige, klare Frau spielen. Eine, die nicht stirbt. Eine richtige Heldin, die selbst über ihr Schicksal bestimmt, die am Leben wächst.« Dazu gehört für die Schauspielerin, die Trennung von öffentlichem, professionellem Auftritt und das Abtreten in die Privatheit selbst bestimmen zu können: »einfach in Würde antreten und wieder abtreten«. Vorbilder, denen das nach ihrer Ansicht gelingt, sind für sie Meryl Streep und Cate Blanchett: »Die ziehen sich mal eben ein tolles Kleid an, lassen sich darin fotografieren, und dann gehen sie wieder heim« zu ihren Kindern und in ihren Garten.

Diese erfrischend alltäglichen Ziele und Wünsche nach eigener Privatheit bin ich geneigt für eine feministische Tradition zu vereinnahmen, in der Frauen miteinander Ausdruck für ihre Wünsche der Lebensgestaltung suchen, für ihre Kreativität und Stärkung gegen die Fesselung von Möglichkeiten und die Behinderung von eigenen Potenzialen. Diese Tradition legt Wert auf die Unterschiede zwischen Frauen und bestärkt sie in ihrer individuellen Emanzipation. Dieser Feminismus hat seine Definition nicht allein in der Rebellion gegen männliche Vormacht und Privilegien. Er verfolgt eigene Ziele aus dem Lebenszusammenhang von Frauen und stößt dabei »natürlich« auf männliche Widerstände. Dass der Widerstand immer wieder so heftig ausfallen kann, wie gegen Frauen auf dem Weg in machtvolle berufliche oder politische Positionen und dabei nahezu archaische Affekte an die Öffentlichkeit spült, das ist intellektuell schwer erträglich, wenn man an einem Prozess von Aufklärung durch Argumente beteiligt zu sein glaubte.

Redundant wie die berechtigte Em-